

Die letzte Beduinenfürstin.

Historischer Roman
nach den Mitteilungen eines alten Beduinen.

Von Erich von Nordeck. [8]

(Fortsetzung.)

Schon am frühen Morgen brach die Kolonne auf zum großen Marsch. „Der Besiegte lernt vom Sieger," dies Wort Peter des Großen bewahrheitete sich auch hier, die Franzosen hatten Wachsamkeit gelernt und in Gefechten und kleinen Scharmützeln leisteten sie hartnäckigen Widerstand. Schritt für Schritt gewannen sie Terrain und trotz der verzweifelten Gegenwehr mußten die Araber immer weiter zurückweichen.

Der Siegesmut derselben war verrauscht. Tausende waren schon gefallen, Verstärkung kam nicht, während die Franzosen fortwährend neue Hilfe von frischen Truppen erhielten.

Schon am 25. Mai fiel die alte Sagenstadt Tekedempt in die Hände der Franzosen und am 30. Mai wurde schon das Bollwerk Maskara erstürmt. Die Beduinen streiften nach wie vor in kühnen Zügen durch die Lande, und Sobeida stand noch oft an der Spitze der Scharen; aber, war es Zufall, war es Absicht, niemals standen sich wieder die Fremdenlegion und die Beduinen Ben Alis gegenüber.

Durch den thatkräftigen Vorstoß war es General Bugeaud gelungen, die feindliche Macht zu zersplittern; ein großer Teil der Araber wurde abgeschnitten und von einer französischen Kolonne nach Norden zurückgedrängt und endlich in Oran eingeschlossen.

Bei Nidi Brohim, in der Nähe von Sidi Bel Abbes kam es zu einem blutigen Gefecht, dessen Hauptvorteil für die Franzosen darin bestand, daß Abd el Kader mit seiner gesamten Fußmacht von dem größten Teil der Beduinen getrennt wurde. Die Araber unter des Emirs Leitung wurden bis nach Hemsin zurückgedrängt, während die Beduinen nach Saida gingen. Hier wollten sie einige Tage rasten, um die Versprengten zu sammeln und sich zu erholen. Aber schon am dritten Tage standen die Franzosen vor den Thoren Saidas.

Die Stadt wurde eingeschlossen und die Beduinen, als leichte Reiterei nur gewohnt, im freien Felde zu fechten, übernahmen die Verteidigung mit heldenmütiger Ausdauer. Es waren zähe Krieger und sie wollten lieber untergehen, wie sich ergeben.

Von drei Seiten von Bergen umschlossen, durch tiefe Abgründe geschützt, galt Saida als fast uneinnehmbar. Wie viele Stürme hatte schon im Laufe der Jahrtausende die alte Sagenstadt über sich hinwegbrausen, wie oft hatte sie nicht schon dem Ansturm siegreicher Feinde getrotzt und schon wieder stand der Feind vor seinen Thoren.



Admiral Montojo.

Ben Ali und Sobeida befanden sich bei der Truppe; und die Araber verzagten nicht, so lange diese bei ihnen waren. Den ganzen Sommer hindurch dauerte die Belagerung und von beiden Seiten wurde mit Mut und Ausdauer gekämpft. Die Araber machten Ausfälle, brachen mit gewohnter Schnelligkeit in die Reihen der Belagerer ein und brachten ihnen empfindliche Verluste bei. Es war nicht abzusehen, wann die Feste fallen würde; mehreremal hatten die Franzosen versucht, die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen; sie wurden aber stets mit blutigen Köpfen zurückgeworfen. Und trotzdem konnte die Belagerung nicht mehr lange dauern, da Lebensmittel und Munition bald auf die Neige gehen mußten.

Die nasse Jahreszeit brach herein und täglich fielen heftige Regenschauer hernieder, unter denen die Franzosen unendlich zu leiden hatten. Am meisten war aber die Kompanie des Leutnants der Unbill der Witterung ausgesetzt.

Saida lag in einer kleinen Ebene, war aber fast vollständig von einem Höhenzuge eingeschlossen. Nur vor dem Thor Hemsen erstreckte sich die Ebene bis in unabsehbare Ferne. Und hier befand sich Leutnant Werner mit seiner Kompanie, da der Kapitän die Führung des Bataillons übernommen hatte.

Zudem machten die Beduinen ihre heftigsten Ausfälle nach hier. Die Belagerer hatten durch Gräben und Verhaue eine kleine Schutzwehr sich geschaffen, den Feinden einigermaßen Widerstand leisten zu können. Bei der ungünstigen Witterung ergossen sich oft ungeheure Regenmassen von den umliegenden Höhen in die Niederung.

Mit eiserner Strenge und Selbstbeherrschung versah der Leutnant seinen Dienst, aber oft, oft gedachte er seiner Braut, die er so heiß liebte und nicht vergessen konnte. Ihr galt sein Leben. Er sehnte sich danach, sie wieder Aug' in Aug' zu sehen, er wünschte, daß etwas geschehen möge, er wußte nur nicht was. Mehreremal hatte er sie erblickt, wenn sie einen Ausfall der Beduinen leitete: ihr weißer Zelter war schon in der Ferne sichtbar; oft bebte er bei dem Gedanken, es könnte doch eine Kugel den Weg zu ihrem Herzen finden, dann aber schien ihm wieder eine beruhigende Sicherheit zu erfassen, sie sei nur für ihn bestimmt und sie werde leben

— leben um seinetwillen, ebenso wie er es wagte, mutig dem Tode zu trotzen — ihr zuliebe.

Seit zwei Tagen war ein strömender Regen gefallen und hatte den Boden aufgeweicht, so ein richtiges Wetter, daß alles, was nicht dienstlich draußen gehalten wurde, sich hütete, auch nur einen Schritt hinaus zu gehen.

Werner fand Gefallen an dem Wetter, es entsprach so recht seiner Stimmung. — Langsam war er bis zu den äußersten Vorposten hinausgekommen: er fand alles in bester Ordnung; er wußte, daß er sich auf seine Leute verlassen konnte. Vom Feinde war nichts Verdächtiges zu bemerken — von dem Unwetter hatten Freund und Feind gleich zu leiden.

Sinnend schaute er nach vorn, wo die Feste liegen mußte, denn zu sehen war nichts mehr, durch die grauen Regenmassen waren kaum die Gegenstände auf zweihundert Meter zu erkennen.

Und dort, dort hinten weilte sie — sie, die er sich erkämpfen mußte, die ihm gehörte. Ob sie auch seiner mit solcher Leidenschaft gedachte, wie er? Wer weiß! Vielleicht hatte sie ihn schon längst vergessen und gedachte nur mit einem mitleidigen Lächeln des armen Leutnants, der es wagte, die Augen zu ihr, der Fürstin, zu erheben, der sich einbildete, sie werde ihr alles dahingeben, ihren Thron, ihr Vaterland, ihre Heimat, ihre Brüder, um ihm zu folgen, sein Eigen zu sein. — Sollten ihre Worte nur Scherz, ihr Schwur nur Spiel gewesen sein? Er konnte es nicht glauben, und doch peinigten ihn wahnsinnige Zweifel. Weshalb suchte sie nicht ihm eine Gelegenheit zu bieten, sich zu treffen, weshalb vermied sie stets, einen Ausfall hierher zu leiten, und wenn die Araber thatsächlich ihre Angriffe auf diesen Punkt der Belagerung richteten, war sie stets zurückgeblieben. Sie hatte also in Erfahrung gebracht, daß er sich hier befand. Wie sollte er ihr Ausweichen erklären? Und er sah keine Möglichkeit, sie zu sehen. Sollte er sich bei Nacht und Nebel in die Festung schleichen — es wäre eine Tollkühnheit gewesen; aber weniger die Gefahren, als die Aussichtslosigkeit des Unternehmens hielt ihn hiervon ab, Ganz abgesehen davon, daß es überhaupt nur durch seltene Umstände möglich gewesen wäre, hinein zu gelangen, wie hätte man sein Verschwinden im eigenen Lager aufgefaßt und in der Stadt selbst wäre er schon beim ersten Schritt erkannt worden.

Er ging nicht. Und doch — und doch — er mußte etwas thun und wenn es sein Leben kosten würde, er mußte sie sehen.

Ihm schien es, als höre er dumpfes Geräusch von der Stadt her. Er lauschte aufmerksam und versuchte mit seinen Augen die grauen Regenmassen zu durchdringen. Er hatte sich nicht getäuscht.

„Der Feind — zu den Waffen!“

Alarmsignale ertönen und mutig eilen die Legionäre herbei, aber schon sind die Beduinen da und Soberda steht an ihrer Spitze.

Ben Ali hat die Wichtigkeit des Postens erkannt; den Arabern fehlen Munition und Lebensmittel und heut muß etwas erbeutet werden.

Der schwache Posten kann dem gewaltigen Ansturm der Beduinen nicht standhalten; diese sind bald bis zu den Geschützen vorgedrungen und richten diese gegen die Belagerer. Immer weiter werden letztere zurückgedrängt, arabische Fußtruppen kommen aus der Festung herbei und der Reiterei zur Hilfe. Es gelingt ihnen, sich festzusetzen und sogar einen kleinen Hügel zur Verteidigung einzurichten.

Die Nacht senkt sich hernieder und die Araber behaupten die eroberte Stellung. Die Beute, die sie gemacht haben, ist eine außerordentliche: vier Geschütze, drei Munitionskarren, eine Menge Waffen, mehrere Wagen mit Lebensmitteln und eine große Menge Schlachtvieh fallen in ihre Hände. Alles wird sofort zur Stadt gebracht und unter dem Schutz der Dunkelheit suchen die Araber ihre Posten so weit wie möglich vorzuschieben, während alles eifrig daran arbeitet, die eroberte Position zu befestigen.

Am nächsten Morgen beginnt schon in aller Frühe der Kampf von neuem, aber die Beduinen verteidigen mit Zähigkeit die einmal innehabende Stellung. Mehrere Tage wütet der Kampf, bis es endlich den Franzosen gelingt, den alten Posten zurückzuerobern, die Belagerten müssen dem überlegenen Artilleriefeuer weichen und ziehen sich in guter Ordnung in die Stadt zurück. Sie hatten ihren Zweck glänzend erfüllt und durch die erbeuteten Lebensmittel und Munition den Fall der Festung auf Wochen hinausgeschoben. Außerdem hatten die Franzosen bedeutende Verluste an Toten und Verwundeten erlitten und brauchten ebenfalls wieder eine lange Zeit, diese Lücke in der Einschließung auszufüllen. Eine Anzahl Gefangener war noch in die Hände der Belagerer gefallen.

Soberda hatte ihn, ihren Geliebten sofort erkannt, als er auf der Höhe des kleinen Walles stand und mutig mit seinem kleinen Häuflein der anstürmenden Schar entgegensah. Ihr Herz bebte krampfhaft zusammen; eine von den vielen Kugeln mußte ihn treffen, er mußte fallen, kein Mann von dem kleinen Posten entkam.

Diese Gedanken durchkreuzten ihr Hirn, als ihr Pferd auch schon mit gewaltigem Satz über das Hindernis hinwegsetzte, neben und hinter ihr die wilden Söhne der Wüste. Sie hörte noch die Kugeln der letzten Salve pfeifen, sie mochten alle in der dichten Schar der Araber ihr Ziel gefunden haben, aber zugleich ertönte das unheimliche Knattern der langen Araberbüchsen. Sie sah, wie der Leutnant den Degen fallen ließ und, mit der Hand nach der Brust greifend, zu Boden stürzte; sie wäre am liebsten abgesprungen und ihm zu Hilfe geeilt, aber die gewaltige Reitermasse hinter ihr riß sie mit sich fort. Ihr Pferd setzte über ihn hinweg; er hatte sie gesehen, sie beugte sich nieder, und ihre Blicke begegneten sich, flüchtig, nur einen Augenblick — und doch barg dieser Augenblick eine Seligkeit für beide.

Der gewaltige Ansturm der Reiter hatte alles durchbrochen und langsam kehrten diese zurück, um jetzt den Fußtruppen den Platz und die Arbeit zu überlassen.

Soberda ritt langsam zu jenem kleinen Wall, wo sie den Leutnant fallen sah, aber ihr Suchen war vergebens. Von dem Leichnam war keine Spur zu finden. Sollten die Tuaregs denselben vielleicht mit zur Stadt geschleppt haben, um ihre Grausamkeiten noch an dem toten Körper zu üben, weil er der eines Offiziers war? Sie schauderte bei dem Gedanken. Konnte er ihr nicht im Leben gehören, wollte sie ihn wenigstens in seinem Tode ehren.

Traurig kehrte sie mit Ismael zur Stadt zurück. Aber so sehr sie auch forschten und suchten, von dem Leutnant war nicht die geringste Spur zu entdecken. Daß die Franzosen ihn ins Lager hätten hinüber holen können, oder seine Soldaten ihn vielleicht dahin geschafft hätten, war vollständig ausgeschlossen, er mußte also in der Machtsphäre der Araber zu finden sein.

Sie waltete ihres Amtes als Aerztin und verband die Verwundeten, ordnete Pflege und Wartung an, aber ihre Gedanken waren immer auf der Suche nach ihm, den sie nicht vergessen konnte, der ihr gehörte mit Fug und Recht, ob lebend oder tot.

Plötzlich wurde sie von einer alten Araberin gerufen, welche ihr mitteilte, daß auf ihrem Hofe, dem Anschein nach, ein Offizier der Franzosen schwer verwundet oder schon tot liege.

Soberda eilte hinüber, daß Ismael kaum folgen konnte; eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß er es sei, den sie schon seit drei Stunden vergeblich suche. Und sie hatte sich nicht getäuscht: in einer Ecke lehnte Werner ohnmächtig an der Mauer. Eine Kugel war ihm durch die Brust gegangen. Die Araber hatten ihn aufgelesen und, notdürftig verbunden, hierher geschafft. Sie entfernte den alten Verband, wusch die Wunde aus und legte einen neuen Verband an. Er lebte, wenn auch sein Leben nur an einem schwachen Faden hing; was in ihrer Macht stand, würde sie thun, um ihn noch einmal dem Tode zu entreißen; er gehörte ihr, und der Tod hatte kein Anrecht auf ihn. Sie ließ ihn in das Haus schaffen, in welchem sie mit ihrem Vater wohnte. Die sorgfältigste und aufmerksamste Pflege ließ sie ihm zu teil werden und hierin wurde sie von Ismael, der bald merkte, in welchem Verhältnis seine Herrin zu dem schönen Offizier stand, unterstützt.

Werner erlangte endlich seine Besinnung wieder und war nicht wenig erstaunt über die Umgebung, in der er sich befand. Erst als Sobeda eintrat, erkannte er, wem er zum zweitenmal sein Leben zu danken hatte. Er versuchte zu sprechen, wollte ihr sagen, was er in der ganzen Zeit empfunden habe; sie bemerkte sein Bemühen.

„Ich flehe Dich an, sprich nicht,“ sagte sie, „die leiseste Aufregung könnte Dein Tod sein, und Du hast zu leben, zu leben um meinetwillen. Ich weiß alles, was Du mir sagen willst. Allahs Wege sind wunderbar und unerforschlich.“

Sie sah nach seinem Verband, und er mußte sie ruhig handeln lassen. Wie sicher und gewandt sie den alten löste, ohne ihm wehe zu thun. Ihre sanften Hände berührten fast nicht die Wunde, die blutig und so gewaltig abstach von der schneeweißen Haut seiner wohlgeformten Brust. Sie mußte dies alles sehen, sah seine kraftvolle männliche Erscheinung — und doch war er ihren zarten, schwachen Händen anvertraut.

Mit Wohlbehagen empfand er ihr Thun. Er hatte Zeit, jeden Zug ihres Gesichts, jede Linie zu studieren. Selten glaubte er vollendetere Formen gesehen zu haben; es war das klassisch Schöne, wie wir es bei den gesitteten Naturvölkern nur zu häufig finden. In ihrer ganzen Erscheinung lag der Liebreiz der Jugendfrische und das Fesselnde des ewig majestätisch Schönen, das sich oft mit einer unnahbaren Würde umgiebt.

Ihr Werk ist beendet; sie legt nur die Decken, die ihn einhüllen, fester und beugt sich hierbei über ihn. Er verspürt ihren Atem, ihr Haar hat sich gelöst und eine

lange Strähne fällt über ihre Schulter auf seine Hand; es scheint wie ein elektrischer Strom sich derselben mitzuteilen. Ihr Kopf ist über dem seinen gekreuzt, sie sehen sich fest in die Augen und Glutröte überfliegt ihre Züge, als sie seinen verlangenden, heißen Blick empfindet; sie preßt die Lippen fester zusammen und will sich erheben. Im selben Augenblick legt er aber seinen Arm um ihren Hals, zieht sie zu sich herab und drückt ihr einen Kuß auf die blühenden, jungfräulichen Lippen. Nur halb wehrt sie sich; es wäre ihr auch unmöglich gewesen, sich seinen Händen zu entziehen. Das ganze wilde Verlangen seines Herzens scheint jetzt Befriedigung suchen zu wollen, so heiß und innig hält er seine Lippen auf den ihrigen.

Endlich entwindet sie sich langsam seinen Armen und schaut ihn schelmisch an. „Ich habe jede Aufregung verboten,“ sagt sie lächelnd, „ich will Dich nicht als Krüppel, sondern gesund.“

Er wollte sprechen; sie legte ihre Hand auf seinen Mund. „Nur nicht sprechen — das bewegt die Brust und könnte sehr schaden. Wenn es Zeit ist, werde ich es Dir sagen; jetzt schlafe und träume, meinetwegen von mir.“

Ein liebevoller, freudiger Blick in seinen Augen verriet ihr, daß er es auch ohne ihre Worte gethan hätte.

Wie ein Traumbild glaubte er sie hinausschweben zu sehen. Ismael brachte ihm etwas zu trinken; da er sich nicht aufrichten konnte, war er gezwungen, vorläufig nur flüssige Nahrung zu genießen; doch litt er deswegen nicht im mindesten Not. In die Limonade hatte Ismael auf Anordnung seiner Herrin einen Schlaftrunk gethan, und so schlief Werner bis zum nächsten Morgen ohne Unterbrechung. Einmal träumte er, daß die Thür aufgehe und sie, deren Bild er nicht mehr aus seiner Seele bannen konnte, leise auf ihn zutrat, um ihn nicht zu erwecken. Sie hatte ein frisches Glas Limonade gebracht. Dann stand sie eine Zeitlang sinnend an seinem Lager, ihn aufmerksam betrachtend. Leise beugte sie sich über ihn und hauchte ihm einen Kuß auf seine blassen Lippen. So leise wie es geschehen war, hatte er es doch gespürt. Dann war sie wieder ebenso geräuschlos gegangen, wie sie gekommen.

Er hatte es nur geträumt, aber als er erwachte, betrachtete er sinnend das frische Glas auf dem kleinen Tisch neben seinem Lager — genau dasselbe hatte sein Traumbild heut nacht in der Hand gehabt und getäuscht konnte er sich nicht haben, denn er wußte ganz genau, daß er, ehe er einschlief, das Glas leer getrunken hatte. Ob es Traum, ob es Wirklichkeit gewesen, es war ihm eine schöne Erinnerung und erfreute sein Herz.

Ein dumpfes Toben und Lärmen auf der Straße weckte ihn aus seinen Träumen. Der Lärm kam immer näher. „Tötet die Hunde! Nieder mit den Barbaren, nieder mit den Unterdrückern!“ verstand er deutlich.

In der Stadt hatte sich das dunkle Gerücht verbreitet, die Franzosen hätten alle ihre Gefangenen getötet. Die aufgeregten Volksmassen wollten Vergeltung an den in ihren Händen befindlichen Franzosen üben. Die Worte wurden zur That und die Aermsten wurden hinausgeschleppt aus den Kerkern, von den Krankenlagern gerissen und durch die Gassen getrieben.

Die Franzosen hatten wie Bestien gehandelt, hatten hunderte von Greisen, Weibern und Kindern, die sich in Felsenhöhlen verborgen hielten, einem qualvollen Erstickungstode überliefert, sie in ihrer Höhle ausgeräuchert, wie man mit einem wilden Tiere thut. War es ein Wunder, wenn da auch in den wilden Söhnen der Wüste die tierische Natur erwachte und die armen, in ihren Händen befindlichen Gefangenen einen jammervollen, bedauernswerten Tod sterben mußten?

Manche lebten tagelang, die fürchterlichsten Qualen erleidend. Und den besonnenen Führern der Araber war es unmöglich, die einmal entfesselte Leidenschaft des Volks zu zügeln.

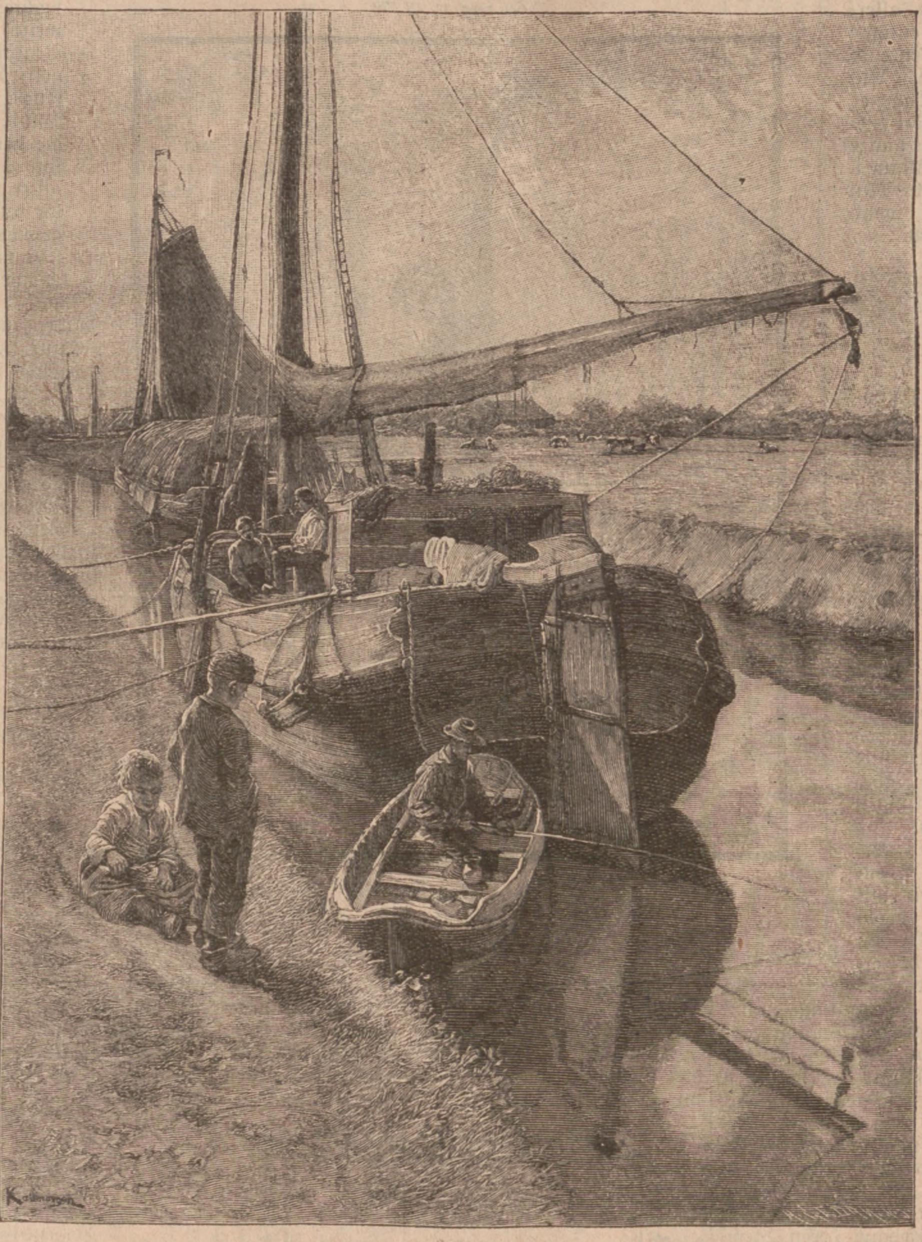
Man hatte erfahren, daß ein französischer Offizier in dem Hause des Fürsten Ben Ali gepflegt wurde. „An ihm wollen wir unsre Rache auslassen, wir werden ihn zubereitet den Räubern zuschicken,“ riefen die Tuaregs, die Wildesten der Schar, die auf das Haus zustürmten.

Ismael suchte die wilde Schar zu beruhigen. Er war allgemein bekannt und sehr beliebt. Er beschwor die Masse, doch Achtung vor dem Hause des Fürsten zu haben und wenigstens erst dessen Ankunft abzuwarten; er müsse bald zurück sein.

„Ismael, Du hast vielleicht recht; aber die Hunde haben unsre Brüder gemordet, Weiber und Kinder, die hilflos und schuldlos ihnen gewiß nichts gethan haben, grausam zu Tode gemartert, weshalb sollen wir da zögern zu thun, was uns unsre Feinde gelehrt haben.“

Die Thüren werden gesprengt und der wilde Haufe stürzt ins Zimmer, in dem der Leutnant ruhte. Dieser hatte schon den Lärm vernommen, auch verstand er, daß es für ihn nichts Gutes bedeute. Wenn er nur nicht ohnmächtig an sein Lager gefesselt wäre; wenn er einmal sterben sollte, so wollte er wenigstens im Kampf, wie es einem Krieger geziemt, mit der Waffe in der Hand untergehen.

(Fortsetzung folgt.)



Zur Abfahrt bereit.

Noch liegt der Kahn im sichern Hafen
Hier droht kein Unfall, kein Verlust,
Doch bald wird er die See durchschneiden,
Wie er es schon so oft gemußt.

Sein Alles hat im Kahn der Schiffer,
Selbst Weib und Kinder aufbewahrt,
Sei ihm der Herr auch diesmal gnädig
Und geb' ihm eine gute Fahrt!

Zu unsern Bildern.

Spanischer Admiral Montojo (Seite 29). Als die Nachricht von der Niederlage der spanischen Flotte in der Bay von Manila ausposaunt wurde, hatte wohl ganz Europa mit wenigen Ausnahmen dieses Schicksal der Spanier erwartet. Um so überraschender war die Kunde, daß die Seeschlacht bei Manila allerdings den Spaniern einigen Schaden zugefügt, aber keinen endgiltigen Erfolg erzielt habe. Als Montojo telegraphierte, daß er dem amerikanischen Geschwader entgegenfahre, wunderte sich die ganze Welt über eine solche Tollkühnheit. Indes hatte er sich durch Mut und Kaltblütigkeit einen wohlverdienten Lorbeer erworben.

Ernst und Scherz.

Die Werkzeuge der Pyramidenerbauer. Wenn auch die wunderbaren Steinarbeiten der alten Aegypter bis auf unsre Zeit erhalten blieben, so war doch von den Hilfsmitteln, welche angewendet wurden, um das harte Material in so vollkommener Weise zu bearbeiten, wie dies der Fall ist, jegliche Kunde verloren gegangen. Einem tüchtigen Forscher, Herrn W. M. Flinders Petrie ist es jedoch gelungen, an halbfertigen und mißlungenen, zur Seite geworfenen Arbeitsstücken nachzuweisen, daß die Aegypter die harten Gesteine sowohl mit geraden und kreisförmigen Sägen, als auch mit soliden und röhrenförmigen Bohrern, deren Zahnspitzen und Schneiden aus Edelsteinen bestanden, bearbeitet haben. Ebenfalls sind die Hieroglyphen mit Werkzeugen eingraviert, deren Spitzen härter als das Gestein sein mußten. Probeversuche ergaben, daß hierzu nur der Diamant tauglich ist. Die Anwendung der Diamantsäge wurde an einem Granitsarg der großen Pyramide zu Gizeh erkannt, an welchem ersichtlich ist, daß die Säge zweimal schief einschnitt. Sehr schöne Proben der altägyptischen Steindrechselkunst befinden sich ferner im britischen Museum, worunter eine Vase besonders auffällt, deren Wanddicke am Halse nur fünfviertel Millimeter beträgt, obgleich dieselbe aus sehr hartem Gestein hergestellt wurde. In der neuesten Zeit hat man Gesteinsbohrmaschinen gebaut, deren Stempel mit schwarzen Diamanten besetzt sind, und dieselben bei den großen Tunnelbauten benutzt. Allgemein wurde angenommen, daß diese Verwendung der Diamanten eine durchaus neue sei, aber schon zu Zeiten der ältesten Könige von Aegypten bohrte, sägte und gravierte man das Gestein mit Diamantwerkzeugen, wofür die Namen Semafern und Khufu, welche der frühsten Periode angehören, in hieroglyphischer Schrift, welche die Diamantbearbeitung unzweifelhaft erkennen läßt, Zeugnis ablegen.

Aus der Sprichwörtersammlung eines Pedanten von A. Wer Pech, Teer, Harz, Wagenschmiere, Oelfarbe, Müller und Schornsteinfeger angreift, besudelt sich. — Keine Rosen ohne Dornen, Knospen, Blätter und Blattläuse. — Glück, Glas, Gipsfiguren, Eis und Treue, wie leicht bricht das! — Grobheit, Stolz, Dummheit, Eigensinn, Lüge, Gemeinheit, Verschwendung wachsen auf einem Holz. — Gewalt, Gold, Zureden, Schmeichelei geht vor Recht. — Aller Anfang, alle Fortsetzung und alles Ende ist schwer. Eine Schwalbe, ein Strohhut, eine weiße Hose und ein Gewitter machen keinen Sommer.

Auch etwas. Onkel (auf dem Sterbebette zu seinem Neffen): „Damit Du nun auch nicht ganz leer ausgehst, Junge . . . ich habe bei meinem Rasierer noch einen Satz von zehn Karten, von denen ich erst eine benutzt habe, dort in der Schublade liegen sie!“

Original-Vexierbild.

(Gesetz vom 11./IV. 70.)



Mein Willy kommt. Wo ist er?

(Erklärung folgt in nächster Nummer.)

Im schwarzen Register stehen ist ein sprichwörtlicher Ausdruck, der nicht erst der neuesten Zeit entstammt, vielmehr schon im Mittelalter ebenso gebräuchlich wie gefürchtet war. Die meisten Städte führten damals schwarze Register, in welchen alle vom Gericht gefällten Urteile fortlaufend verzeichnet wurden. Selbst für diejenigen, welche nur ein geringes Vergehen begangen hatten und mit leichter Strafe davonkamen, war es mißlich, in solchem Register zu stehen; denn die, wie man sich auch ausdrückte, „an den Brief Gesetzten“ waren bei erneuten Vergehen dem „Peinmann“ um so leichter überliefert. Begreiflicherweise wurde mit dem schwarzen Register viel grober Mißbrauch getrieben, so daß man auf bloße Anzeige in dasselbe hineinkommen konnte und wegen Handlungen, die heute überhaupt nicht strafbar sind. Zum Teil waren die Register bloße Achtbücher, in welchen die auf Zeit oder für immer Ausgewiesenen und im Falle der Rückkehr mit dem Tode Bedrohten verzeichnet wurden; oft aber auch hatten sie eine Bedeutung, daß der viel übliche Name Blutbücher nur zu treffend war. Soweit solche noch vorhanden sind, geben sie in schauerlicher Kürze Kunde von den erkannten und vollzogenen grausamen Strafen mittelalterlicher Justiz. In manchen Orten wurden besondere Register über einzelne Verbrechen, beispielsweise für Meineidige und Eidbrüchige, geführt und Totenbücher genannt. Leider sind auch heute, im Zeitalter der Humanität, die „schwarzen Listen“ noch an der Tagesordnung, denn, wer irgendwie gesündigt hat, kommt heute noch für sein ganzes Leben in ein Strafregister, das bei jeder Gelegenheit wieder hervorgeholt wird, und liege solch' eine Verirrung auch um Jahrzehnte zurück. Ein gutes Stückchen Mittelalter ist also auch heute noch vorhanden.

Kleine Ehescherze. Erste Frau: „Is et denn wahr, Nitschen, daß Ihnen Ihr Mann immer haut?“ Zweite Frau: „Nee, hauen thut er mir nich. Er hat mir schon gepufft, geknufft, gewürgt, gegen die Wand gerennt, geruppt und mit Beenen getreten; aber gehauen, nee — gehauen hat er mir noch nich.“

Beim Heiratsvermittler. „. . . Ich bitte Sie um eine gut erhaltene Frau — keine Partieware.

Falsch verstanden. Müller: „Nun, Frauchen, wie war's denn heute in der Matinée? Hast Du viel geklatscht?“ Frau Müller: „Das wollt' ich meinen! Der Zufall wollt' es, daß meine Freundin, die Frau Birschel, neben mir saß.“

Scharade.

Wenn Du zu dem Ganzen eilst,
Schaue nicht nur wie die Menge;
Daß nicht unnütz Du verweilst,
Nimm der Beiden ersten Klänge
Zu den Dritten Dir mit hin,
Herrlich Gut dem edlen Sinn.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Waschecht. Frau: „Sehen Sie mal den Stoff, wie er jetzt aussieht und Sie sagten doch, er ließe sich waschen.“ Kaufmann: „Hat er sich nicht waschen lassen?“

Anerkennung. Richter: „Zeuge, sind Sie verheiratet?“ Zeuge: „Nein! Werde auch ledig bleiben!“ Richter (für sich): „Der Mensch ist gescheiter, als er aussieht.

Wortspielrätsel.

Am teuren Faust rühmt's Gretchen,
In ihrem Liebesleid;
Dienstfert'ge Stubenmädchen
Sind gern dazu bereit;
Auch kann daran bethät'gen
Der Koch die Tüchtigkeit.

Buchstabenrätsel.

Schmerzlich klagt der Mensch vor ihr,
Wenn sie vor ihm ruht so still und kalt,
Fehlt der Kopf, dann rauscht sie im Revier
Und beschützt im Sturm das Tier im Wald.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Buchstabenrätsels: **Lippe**; des Rätsels: **Atem**; der zweisilbigen Scherz-Scharade: **Abgrund**.

Verantwortlicher Redacteur W. Herrmann, Berlin-Steglitz.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.